

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

245 (20.10.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 42

An der Schnitzelmaschine.

Charakterbild aus der verlassenen Welt von M. A. Simmel. Aus dem Böhmischen überetzt von Franziska Hajek.

Als Lena am andern Tage in die Fabrik kam, erschrafen alle über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen. Solche Spuren hinterließ die kurze Krankheit in ihrem Gesicht.

Ihre sonst so glänzenden strahlenden Augen, halb herausfordernd, halb jagend, waren eingefallen, matt und wie mit einem Schleier überzogen. Die Lippen waren blaß und feher, beinahe schmerzhaft auseinander gepreßt, und entbehrten ihrer gewöhnlichen Frische.

Alle hing an ihr so sonderbar und machte den Eindruck der Verwahrlosung. Auch ihr Schritt war schlepplend und so fesseln unsicher, von der Energie und der Frische ihrer früheren Bewegungen war keine Spur mehr vorhanden.

Mit gesenktem Kopfe, den Kopf geneigt, ging sie, ohne scheinbar jemand zu betrachten, nach ihrem Bode. Neugierig sah sie sich jedoch nach Wenzel um, den sie auch an einem Fenster erblickte, mit verwunderten Augen sie betrachtend.

Als Wenzel sie so sah, verstand er mit einem Schläge alle seine Pläne und Wünsche, wie er sie, den Kollegen zum Spaß, anzudeuten und zu behandeln gedachte.

Er schrak vor ihr förmlich zusammen und nur zwei Gedanken waren es, die ihn beherrschten, als er ihr nachsah: Wie er mit diesem armen, abgerissenen Burschen, der wie er nun deutlich sah, nicht einmal hübsch gewesen, sich nur so weit einlassen konnte, und welche eine schwere Aufgabe es sein würde, mit ihr auszuhalten zu kommen, damit es ein gutes Ende nehme.

Wenzel bedauerte nun, sich soweit verhasst zu haben und zürnte ernstlich in seinem Innern, daß sich ein gewöhnliches Frauenzimmer nun die Sache ernst nehme. Er ahnte keinen guten Ausgang und erschrak schon im voraus vor den trüblichen Stunden, die ihm noch bevorstünden.

„Die Arme tut mir leid“, erwiderte Wenzel trocken, und einen Schraubenschlüssel ergreifend, ging er, zur allgemeinen Verwunderung der enttäuschten Gewerksamen, hinaus.

Er trat an das Fenster an der Schnitzelmaschine und begann dort die unangenehmen Gegenstände zu ordnen. Weit Gewalt wollte er durch irgend welche Arbeit das unerträgliche Gefühl los werden, welches sich in seinem ganzen Körper festsetzte.

Schließlich fiel ihm aber doch etwas ein. Er pfiff einen Jungen, der soeben aus dem Refektorium herausrang und mit seinem Kratzer zum Schleiffstein laufen wollte, herbei, und ließ sich durch ihn aus der Kantine — Bier holen.

„Grüß dich doch Stourage antrinken, wenn er mit dem Kratzer sprechen will“, bemerkte Wenzel gütig. Er ahnte wirklich nicht, wie wahr er gesprochen hatte. Wenzel suchte in

seiner Bedingung Hilfe bei einem schon oft erprobten Radikalmittel. Da er sich keinen Rat dachte, so trat er, um sich in eine unternehmende Stimmung zu versetzen. Er stand schnell und das Bier verschloß seine Wirkung keineswegs.

„Was ist dir denn geschähen, daß du schon vor dem Frühstück so begierig?“ frug Wenzel, den ihm gereizten Krug erfassend. „Was aus Mitleid, Kamerad, sein aus Mitleid mit der armen Steinbocherin“, erklärte Wenzel kettler. „Doch ihr werdet schon sehen, wie ich sie trösten werde.“

Unter allerlei spitzem, wachen, oft auch beschostenen Bemerkungen trank man weiter. Der Krug wurde allerdings immer weggestellt, damit er keinen Unbehagen ins Auge falle. Die Zeit vor dem Frühstück verfloß merkwürdig schnell.

Amso langsam verging sie Lena auf dem Boden. Seit gestern waren dort fünf andere Mädchen beschäftigt worden, die sie noch nicht kannte. Das hat sie sofort geahnt, da sie einnahm, daß Wenzel unter den obwaltenden Umständen zu ihr auf den Boden nicht kommen kann und sie ihn somit nicht sehen werde, außer vielleicht flüchtig im Vorübergehen beim Frühstück.

Lena achtete nicht auf sie und verrichtete emsig ihre Arbeit, aber ihre Scherze und ihre Heiterkeit störte sie doch. Sie hörten sie in ihrem Nachdenken, am liebsten hätte sie ihnen gesagt, daß sie schweigen möchten. Alle Augenblicke kam auch der Bodenmeister und trieb sie alle an, damit sie rechtzeitig zu der Kampagne fertig würden.

Alle waren unter sich gut bekannt und betrachteten Lena natürlich als eine Fremde. Lena achtete nicht auf sie und verrichtete emsig ihre Arbeit, aber ihre Scherze und ihre Heiterkeit störte sie doch. Sie hörten sie in ihrem Nachdenken, am liebsten hätte sie ihnen gesagt, daß sie schweigen möchten.

Lena fühlte sich unbeschreiblich unglücklich und faum daß sie sich zu beherzigen vermochte, um nicht in Tränen auszubrechen. Wenn sie nur einen Augenblick mit Wenzel hätte sprechen können, um zu erfahren, wie es nun werden wird und wo sie sich für eine längere Weile wieder treffen werden.

„In solchen Seelenqualen begrüße ich das Räuten zum Frühstück als eine Erlösung.“ Sie war die erste, die den Boden verließ. Unten im großen Saale sah sie sich um. Sie hörte Wenzel laut lachen und das tröstete sie, denn sie dachte, daß es doch nicht so schlimm stehen kann, wenn er so lustig ist.

Da hat sie auch schon einer erblickt und sie hörte auch schon seine Stimme: „Siehe da, Gräblich, wie schelmisch die Krusina nach dir ausschaut.“

„Komm her, Lena, komm trinken!“ — Zwar schien es ihr, als wenn sie alle dabei lachten, aber sie achtete nicht darauf, sondern ließ schnell zu ihm hinunter. Sie wollte ihren Ohren gar nicht trauen, als sie sich so vor allen von ihm bei ihrem Namen rufen hörte.

„So, mein Schätzchen, trinke hübsch auf mein Wohl!“ Sie glaubte in diesem Augenblick vor Wonne vergehen zu müssen. Vor ihren Augen sprühten Funken und ein Schwindel drohte sie umzuwerfen.

„Und so gehe jetzt zu deinem Alten, Lena, und weine du auf dem Boden nicht zu viel.“ Gelegentlich kommen wir wieder im Walde zusammen.“

„Grüß dich doch Stourage antrinken, wenn er mit dem Kratzer sprechen will“, bemerkte Wenzel gütig. Er ahnte wirklich nicht, wie wahr er gesprochen hatte. Wenzel suchte in

seiner Bedingung Hilfe bei einem schon oft erprobten Radikalmittel. Da er sich keinen Rat dachte, so trat er, um sich in eine unternehmende Stimmung zu versetzen. Er stand schnell und das Bier verschloß seine Wirkung keineswegs.

„Was ist dir denn geschähen, daß du schon vor dem Frühstück so begierig?“ frug Wenzel, den ihm gereizten Krug erfassend. „Was aus Mitleid, Kamerad, sein aus Mitleid mit der armen Steinbocherin“, erklärte Wenzel kettler. „Doch ihr werdet schon sehen, wie ich sie trösten werde.“

Unter allerlei spitzem, wachen, oft auch beschostenen Bemerkungen trank man weiter. Der Krug wurde allerdings immer weggestellt, damit er keinen Unbehagen ins Auge falle.

Amso langsam verging sie Lena auf dem Boden. Seit gestern waren dort fünf andere Mädchen beschäftigt worden, die sie noch nicht kannte. Das hat sie sofort geahnt, da sie einnahm, daß Wenzel unter den obwaltenden Umständen zu ihr auf den Boden nicht kommen kann und sie ihn somit nicht sehen werde, außer vielleicht flüchtig im Vorübergehen beim Frühstück.

Lena achtete nicht auf sie und verrichtete emsig ihre Arbeit, aber ihre Scherze und ihre Heiterkeit störte sie doch. Sie hörten sie in ihrem Nachdenken, am liebsten hätte sie ihnen gesagt, daß sie schweigen möchten.

Lena fühlte sich unbeschreiblich unglücklich und faum daß sie sich zu beherzigen vermochte, um nicht in Tränen auszubrechen. Wenn sie nur einen Augenblick mit Wenzel hätte sprechen können, um zu erfahren, wie es nun werden wird und wo sie sich für eine längere Weile wieder treffen werden.

„In solchen Seelenqualen begrüße ich das Räuten zum Frühstück als eine Erlösung.“ Sie war die erste, die den Boden verließ. Unten im großen Saale sah sie sich um. Sie hörte Wenzel laut lachen und das tröstete sie, denn sie dachte, daß es doch nicht so schlimm stehen kann, wenn er so lustig ist.

Da hat sie auch schon einer erblickt und sie hörte auch schon seine Stimme: „Siehe da, Gräblich, wie schelmisch die Krusina nach dir ausschaut.“

„Komm her, Lena, komm trinken!“ — Zwar schien es ihr, als wenn sie alle dabei lachten, aber sie achtete nicht darauf, sondern ließ schnell zu ihm hinunter. Sie wollte ihren Ohren gar nicht trauen, als sie sich so vor allen von ihm bei ihrem Namen rufen hörte.

„So, mein Schätzchen, trinke hübsch auf mein Wohl!“ Sie glaubte in diesem Augenblick vor Wonne vergehen zu müssen. Vor ihren Augen sprühten Funken und ein Schwindel drohte sie umzuwerfen.

„Und so gehe jetzt zu deinem Alten, Lena, und weine du auf dem Boden nicht zu viel.“ Gelegentlich kommen wir wieder im Walde zusammen.“

„Grüß dich doch Stourage antrinken, wenn er mit dem Kratzer sprechen will“, bemerkte Wenzel gütig. Er ahnte wirklich nicht, wie wahr er gesprochen hatte. Wenzel suchte in

seiner Bedingung Hilfe bei einem schon oft erprobten Radikalmittel. Da er sich keinen Rat dachte, so trat er, um sich in eine unternehmende Stimmung zu versetzen. Er stand schnell und das Bier verschloß seine Wirkung keineswegs.

„Was ist dir denn geschähen, daß du schon vor dem Frühstück so begierig?“ frug Wenzel, den ihm gereizten Krug erfassend. „Was aus Mitleid, Kamerad, sein aus Mitleid mit der armen Steinbocherin“, erklärte Wenzel kettler. „Doch ihr werdet schon sehen, wie ich sie trösten werde.“

gallen Glanz. Gewöhnlich verhält sich diese Blume, die überdies eine hübsche Blüte hat. Das Wirtshaus liegt jenseits des Bildbuchs, viel weiter vom Wirtshaus, als ein Sinterstein trägt, und man muß schon sehr scharfe Augen haben, um von diesem Punkte den Dichter gelegentlich auf seinem Denkmal, beim Vollzuge zu erblicken, das er mit sportlicher Geschwindigkeit betreibt. Sehr häufig bietet sich diese Gelegenheit allerdings nicht dar. Denn vormittags liebt er es, in den Wäldern herumzustreifen, und die Nachmittagsstunden nach der Siebe gehören der Arbeit. Hauptmann schließt sich dazu nicht ein, in seinem Kämmerlein ein. Das mag Boetenart sein, aber der Herr auf Wiesenstein hat eine andere Art. Er durchlebt seine Träume vom ersten Augenblicke der Entfaltung an mit solcher Intensität, daß er sie nicht selber zu Papier bringen kann. Er diktiert sein Stück nicht, er stellt es gleich, das Zimmer wie eine Bühne darstellend, in Seiten und mit allen Erregungen und Leidenschaften dar, die frei werden, wenn sein inneres Bild nach außen drängt. Der Schreiber am Tische folgt diesem Spiele, und aus den Worten, die er aufschreibt, schält sich dann das Drama in glühiger Form heraus.

So ist das Kometen-Geheimnis Hauptmanns mitunter reich an festlichen Erklärungen. Doch wenn die Glut der sinkenden Sonne über die hohen Fenster der Halle zu rieseln beginnt, in der ein herzlicher, blondlockiger Knabe, in den Schöß der anmutigen Mutter geschnitten, des Vaters hart, sind von dessen mächtiger, ausdrucksvoller, von den Hammerschlägen des Gedankens gebildetem Stirn alle Schatten der Mühsal geschwunden, und mit feinschmeckender Geselligkeit wendet sich Hauptmann den Fremden zu, die er, ein Lord der Literatur, auf seinem Gesichte um sich versammelt hat. Die Dämmerzeit flieht in oargender Wechselrede und nach der Abendstunde reist man die Türen weit auf, um dieses geselligen Soues festes Gast; Frau Wulfa, einzulassen. Allein auf den Bienenstein kommt sie nicht wie die Biecke zum Stal, die gelangweiltem Stumpfen die Zeit totschlagen lassen muß. Sie kommt, um den Tag in einer feierlichen Andacht zu beschließen, und ihr wird mit vollendeter Kunst gedient. Am Wans fingert eine dikungige Fee, mit der Paul Hermann, der ausgedehnte Breslauer Konzertmeister, auf der Violine weitert, und zwischen beiden lockt in holder Bewegung und Bewegtheit die Hausfrau, eine bevorzugte Schülerin Joachim's, die Lieber hervor, die in ihrem wundervollen Stradivarius gefangen sind.

Die Zedern des Libanon. Die früher so berühmte und vielbesprochene Zederngruppe in der Nähe des Dorfes Schab auf dem Libanon hat berühmte Gelehrte zu wissenschaftlichen Forschungen veranlaßt. Sie beschäftigten sich hauptsächlich mit dem Alter der Bäume, ohne indessen zu einem sicheren Resultat zu gelangen. Die Botaniker verlegen die Entstehung der Gruppe in Salomons Zeiten zurück, nach der christlichen Sage hat der Heiland sie gepflanzt. Einer der Gelehrten untersuchte die Jahresringe eines Zweiges an einem ganz alten Baume und gelangte auf diese Weise zu einem Alter von 2500 Jahren, das er aber für viel zu hoch hielt. Sind die Zedern des Libanon eben so schnell gewachsen wie die Zedern von Chelsea, so ist keine über 800 Jahre alt. Hinsichtlich ihres Umfangs lassen sich die älteren Bäume in drei Klassen teilen. Die stärksten, sechs an der Zahl, von neunzehn Fuß und die der zweiten Klasse, sieben an der Zahl, von sechzehn Fuß und die der dritten Klasse, deren zwölf sind, von vierzehn Fuß. Junge Bäume existieren nicht, die Trockenheit läßt den abfallenden Samen selten zum Keimen kommen und die Schößlinge, die doch entstehen, werden von den Ziegen abgefressen. Die vierhundert Bäume der Gruppe werden also aussterben, dann gibt es auf dem Libanon wahrscheinlich keine Zedern mehr. Wenigstens kennt man nur diese Gruppe bei dem Dorfe Schab, wodurch freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß das ausgedehnte und nicht überall bekannte Gebirge noch andere Zedern tragen kann.

Es sind europäische Reisende, die die Zedern des Libanon zuerst erwähnen. Seitdem ist die Gruppe immer kleiner geworden. In den alten Zeiten waren die oberen Ketten des Libanon mit Zedern und Zypressen reich besetzt. Plinius bezeugt es und mehrere Stellen in biblischen und profanen Schriften sprechen von dem ausgedehnten Gebrauch, den man vom Zedernholz machte. Dem Tannenholz ähnlich hatte es einen eigentümlichen Geruch und hielt sich nicht bloß selbst lange, sondern teilte auch Sachen, die man mit ihm in Berührung brachte, Dauerhaftigkeit mit. Man deckte deshalb die Häuser mit Zedernholz, führte ganze Gebäude aus ihm auf und verwendete es zu Rifen und anderem Gerät. Die inneren Särge der Mumien bestanden häufig aus diesem Holze. Wie aus Josephus und Stellen des alten Testaments hervorgeht, wurden die gefällten Zedern auf den Gebirgsflüssen gesägt und an der Küste in der Nähe von Tripolis zu größeren Floßen vereinigt. Kaufleute von Sydon und Tyrus waren die Käufer, den Stapelplatz dieses Handels bildete Jassa. Ausnahmeweise wurden auch andere Transportmittel gewählt, wie denn Diodor erzählt, daß Nolemus von tausend Kastrieren die Libanonzedern, deren er zum Schiffe bedurfte, ans Meer schaffte ließ.

Wie es kam, daß der Libanon seiner Zedern beraubt wurde, weiß man genau. Ursprünglich wurden diese Bäume bloß zu Geräten, zu Dächern und Türen oder ausnahmeweise zu Tempeln und Palästen benutzt. In der späteren Zeit baute man gewöhnliche Häuser von dem Zedernholze, verwendete es auf andere Weise und dachte an seine Nachpflanzen. Je mehr die Wälder sich lichtet, um so mehr Erde wurde von den Regenflüssen von den Bergen gespült, und der Libanon wurde dadurch im Laufe der Jahrhunderte zu dem fahlen Gebirge, das er jetzt ist. Th.

Th. Das Gehiß der Schnecken. Die Kenntnis von einem aus fester Substanz bestehenden Gehisse der Schnecken ist nicht neu, sie beginnt vielmehr schon mit Aristoteles. Auch in der jüngeren Zeit haben sich Naturforscher damit beschäftigt und sich in dieser Hinsicht bleibende Verdienste erworben. Das Gehiß der Schnecken ist sehr kompliziert, es besteht aus vielen einzelnen Teilen. Diese einzelnen Teile gestalten sich bei den ein-

gehenden Schnecken nach Form und Zahl sehr mannigfaltig; es lassen sich zum Teil selbst nach Verschiedenheiten in den Species einer und derselben Gattung nachweisen; das Gehiß der Schnecken zeigt uns Differenzen, die von einem mindestens gleichen, wenn nicht höheren Wert als die Kennzeichen der Schale sind. Jedes Schnecken bildet ein ganzes, ein einziges geschlossenes System, in welchem alle Teile gegenseitig einander unterstützen und zu derselben endlichen Aktion durch wechselseitige Gegenwirkung beitragen; feiner der Teile kann sich verändern, ohne daß die übrigen auch verändert werden, und folglich bestimmt jeder Teil einzeln genommen alle übrigen; also muß notwendig der Wert eines Klassifikationsmittels einer Tierreihe darin zu suchen sein, ob diejenigen Teile, welche dazu benutzt werden, im Organismus eine höhere oder niedrigere Stelle einnehmen, und je höher die Stellung ist, umso mehr müssen alle übrigen Teile desselben Tieres dadurch beengt werden. Dieses auf die Schnecken angewendet, stellen sich ihre Stauorgane als sehr bedeutungsvoll heraus, und es verdient das Gehiß der fassenden Mollusken dieselbe Berücksichtigung, wie dasjenige der Wirbel- und Gliedertiere, vielleicht selbst eine noch größere, da die weichen Tierkörper der Mollusken in Sammlungen faun gehörig aufbewahrt werden können, und dadurch die Unternehmung anderer wichtiger Organe erpart ist.

Romeo und Julie auf dem Dorfe. Der Herr de Paris erzählt: In einem Kasino in den Pyrenäen wurde neulich „Romeo und Julie“ gegeben. Im fünften Akte lag die Schauspielerin, die Julie darstellte, auf dem Grabmal und spielte die Rolle in hervorragender Weise. Aber draußen regnete es in Strömen, und der Regen tropfte durch das Schieferdach des schlecht gedeckten Theaters. Ein Tropfen fiel auf Juliens Nase, die sie schüttelte und ein Gesicht schnitt. Doch ein Tropfen, noch eine Grimasse. Romeo schürzte ihr in Todesangst zu: „Beweg dich doch nicht so!“ — Aber der Tropfen, der aus beträchtlicher Höhe fiel, gab ihr jedesmal einen tüchtigen Regenstich. Sie wachte hinauf, und in demselben Augenblicke, wo wieder ein Tropfen kam, drehte sie den Kopf. Der Tropfen fiel ihr ins Auge. Diesmal merkte der ganze Saal, was los war. Was schaute nach den Tropfen, die an der Decke hingen. — „Da kommt wieder einer!“ sagte der eine, „Achtung, Wasser!“ rief ein anderer. Plötzlich stand ein Zuschauer auf: „Madame, darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?“ — und das Trauerspiel fand einen recht heiteren Abschluß.

Frühliche Ehescheidungen. Die besondere Auffassung, die viele Amerikaner von der Ehe haben, und die sich in der zunehmenden Zahl der Ehescheidungen äußert, zeigt sich nun auch darin, daß „Scheidungs-gesellschaften“ immer mehr in Mode kommen. Es scheint in den Vereinigten Staaten fast ein Ehrenamt zu werden, ein geschiedener Mann oder eine geschiedene Frau zu sein; denn sonst würden die Geschiedenen sich nicht so ungezwungen ins Licht der Öffentlichkeit stellen. Die Scheidungsgesellschaften werden gewöhnlich in einem vornehmen Restaurant veranstaltet, und am nächsten Morgen bringen die Blätter die Liste der Gäste, die daran teilgenommen haben. Am letzten Samstag hat wieder eine solche Veranstaltung von besonderem Umfang stattgefunden, an der nur Geschiedene als Gäste teilnahmen. Eine reiche Dame aus Pittsburg war die Wirtin, die ihre „Befreiung aus Ehebanden“ feierte. Das Haus ihres Vaters, in dem sie ihre Gäste empfing, war herrlich mit Blumen ausgeschmückt. „Gewöhnliche“ Geschiedene waren nicht eingeladen, nur solche, deren Prozeß eine Besonderheit gehabt und daher die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Da waren Leute, die ihre Scheidung in einem Saale erkämpft hatten, in dem es ihnen nicht leicht gemacht wurde, neben anderen, die nur eine „Kalte-Scheidung“ aufzuweisen hatten. — Dasselbe ist heute der Zukunftsort aller Ehemänner, da dort die Scheidung eine Kleinigkeit ist und in kürzester Frist erledigt wird. Auch einige der „bekanntesten“ Mitglieder der New Yorker „Nimment-Rolonic“ waren zugegen, wie denn auch demnach ein „Nimment-Rolonic“ gegründet werden soll. Alle Gäste waren ganz bei der Sache und wünschten ihrer hübschen Wirtin, daß sie den Tag recht oft glücklich erleben möchte. Das fröhliche Fest dauerte die ganze Nacht, und am nächsten Morgen brachten die Blätter ganze Spalten voll Schilderungen.

Nachmals butternde Hunde. Ein Leser aus Stuttgart schreibt der Magdeburger Volksstimme: Daß Hunde zum Betriebe der Buttermaschinen verwendet werden, habe ich in V e l g i e n sehr oft gesehen. Die Einrichtung war oder ist dort aber eine andere als die von Hohenbrunn beschriebene. An der Sinterwand des Bauernhauses befindet sich ein zirka 3 Meter im Durchmesser messendes Rad, ähnlich wie das Wasserrad einer Wassermühle, aber ganz schmal. Am tiefsten Punkte des Rades befindet sich ein neben dem Rade in die Erde getriebener Pfahl, an den ein Hund angeketet ist. Der Hund selbst steht innerhalb des Radkranges. Durch sein Treten wird das Rad in Bewegung gesetzt, genau so wie das in der Gefangenschaft gehaltene Eichhörnchen zu seiner Belustigung die aus Stäben hergestellte Trommel in Bewegung setzt. Dem Fremdling gewöhnt diese Mädel an den Häutern einen frapierenden Anblick. Er schließt selbstverständlich auf eine Wassermühle und doch ist weit und breit kein fließendes Wasser zu sehen.

Humoristisches.

Eine feine Sorte. „Sie haben dem Gerichtsvolkzieher eine Zigarre angeboten! ... Nebenfalls wollten Sie ihn damit bestechen?“ — „Keine Ahnung! — Mädchen wollt' ich mich an ihm!“

Modernes Großstadtkind. Vater (liest in einer kleinen Provinzstadt an einem Hause die Inschrift): „Dies Haus steht in Gottes Hand.“ — Fräulein: „Nicht wahr, Papa, hier gibts keine Wack- und Schließgesellschaft?“

Im Gebirge. Tourist: „Ein unverbildetes Glück habe ich dieses Jahr mit dem Wetter; jeden Augenblick fängt es an zu regnen, und immer bin ich auch gerade in der Nähe von einem Wirtshaus.“

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, C e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

Das ist ein, mehr demagogisch...
Und nun? Esung denn schnell, ganz ernst.
Wieder erklang Gung und Regbedes Geschrei, zu das sich jetzt auch das
Nischen der Mädchen mischte. Dieselben, vom Boden kommend, standen nun in
einer Reihe oben an dem Treppengeländer und schauten Lena und den Schloßherrn
zu, wohl erkennend, um was es sich da unten handelte.

„Stillschweigend wieder dort, wie das letztmal, ich werde es dir schon noch
sagen.“ antwortete man Wengel ohne Bedenken.
„Hast du aber eine ungeduldige Niesse, Fräulein?“ bemerkte Regbeda und
ganz leise mit den Augen den Mädchen auf der Treppe zu.
Erst jetzt begann sich Lena, daß sie so vor allen nicht hätte fragen sollen.
Und bis unter die Hausthür ertrübend, ließ sie aus dem Saal, als wäre ihr
ein Verspäter auf den Herzen.

Die Schloßherren hatten erst jetzt ein vollkommenes Gaudium aus Wengels
gelungenem Satze, mit welchem dieser einen schlagenden Beweis lieferte, wie
soll die Steinrechen nach ihm ist. Natürlich sah er auch mit vielem Selbst-
bewußtsein zu sich. Er hatte einen entscheidenden Schritt getan, und verfehlte
Lena den ersten Schlag, sie dem allgemeinen Spott ausliefern.
Das arme, einfache Mädchen, in harter Arbeit vernachlässigt, fühlte diesen
Schlag noch nicht, obwohl er sie betäubte. Lena ließ aus der Fabrik hinaus, sie
sah und hörte nichts in ihrer Veräblung. Sie bemerkte nicht einmal, daß sie
ließ, auch nicht, daß die Menschen, die eben aus der Kantine herauskamen, stehen
blieben, ihr nachblickten und über ihr Gebahren lachten. Der einzige Gedanke,
daß Wengel seine Liebe nicht mehr verheimlicht, ersähte ihr ganzes Wesen und
erfüllte sie mit unmaßsprechlichem Glück und Freude. Sie war wie heraufst
und wachte nicht, was sie tat. Auf dem Hofe sammelte sie herum, blühte selig
zwischen den Menschen ins Gesicht, ohne sie zu sehen. Ein solches Benehmen
mußte natürlich alle überzeugen, daß sie verrückt, wackend verrückt sei.

Dieser Zustand dauerte an bis zum Sonntag, denn Wengel veranlaßte auch
an den folgenden Tagen nicht, so oft Lena den großen Saal betrat, zu ihr zu
eilen, sie zu umarmen, ihr „mein Schätzchen“ zu sagen oder sie auch zu küssen. Eine
unbeschreibliche Wonne erfüllte in solchen Augenblicken die Seele des Mädchens
und die Leute hatten mit dem „Barren“ genug Mühsal, um sie nicht ihrem Wahne
zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Für unsere Frauen.

Sozialreformatorische Quacksalbereien.

K. Auf dem evangelisch-sozialen Kongress in Jena ist wieder mit
königlichen Worten bedauert worden, daß die verheiratete Frau durch aus-
gedehnte Fabrikarbeit der Familie leider auf 10 oder 11 Stunden täglich
entzogen werde. Der Referent zur Frage des Maximalarbeitstages hat
daher, „um das Familienleben des Proletariats neu zu beleben“, die For-
derung der fakultativen Halbtagsschicht für verheiratete Frauen gestellt.
Auch Dr. Schömerus hat die Frage in einer Broschüre behandelt und er-
läutert. Bekannt wird besonders, daß dem Unternehmertum keine Schmä-
lerung des Profits aus der Einführung der Halbtagsschichten von 6 Stun-
den erwachsen werde.

Uns scheint, als ob die Erörterung dieser Frage von den Sozial-
reformern weniger im Interesse der ausgenühten Arbeiterinnen geschähen
sei; es hat vielmehr den Anschein, als wollte man das Unternehmertum auf
einen neuen Weg des noch größeren Profits verweisen.

Wir haben jetzt etwa eine halbe Million verheirateter Fabrikar-
beiterinnen. Würde für diese die Fünftundenschicht eingeführt, würden
annähernd 300 000 Arbeiterinnen mehr gebraucht werden, um die Arbeit zu
bewältigen, die sonst von der halben Million im Behn- oder Eilfunden-
tage geleistet wird. Ohne Zweifel würden sich die Arbeitskräfte finden, da
ja die Frau infolge der miserablen Löhne der Männer und der künftigen
Forderung der notwendigen Lebensmittel zum Mitverdienen gezwungen
ist. Denn die verheiratete Frau geht ja nicht zu ihrem Vergnügen in die
Fabrik — Not und Entbehrung zwingen sie hinein.

Durch den mit der Halbtagsschicht verbundenen Lohnausfall wird
nicht etwa das Familienleben gefördert, sondern Schmalhans wird noch
mehr Klüßchenmeister in den proletarischen Haushalten werden als bisher.

Für den Arbeitgeber könnte die Einführung der Halbtagsschicht
sehr profitabel werden, da zwei Frauen in je 5 Stunden sicher mehr
leisten als eine in zehn Stunden. Und je lohnender die Frauenarbeit, desto
mehr Frauen werden eingestellt und die höher bewertete Männerarbeit noch
mehr als schon heute verdrängt oder im Preise heruntergedrückt. Dadurch
würde für den Unternehmer keine Schmälerung, sondern eine Steigerung
des Profits erwachsen. Umso mehr, als die Teilnehmer des evangelisch-
sozialen Kongresses betonen, daß durch Einführung einer besonderen Schicht
in den Krankentagen für Halbtagsschichten die Beiträge zur Sozialver-
sicherung dem reduzierten Verdienste gemäß verringert werden müßten.

Selbstverständlich würden dadurch auch die Unterstützungssätze, die
bei Krankheiten und Unglücksfällen bezahlt werden, wesentlich erniedrigt
werden.

Aus alledem geht hervor, daß die Einführung der Halbtagsschicht
nicht zur Förderung des Familienlebens, nicht zum Segen der Nation,
sondern lediglich dem Interesse der Kapitalisten dienen wird, da dann noch
mehr Opfer als jetzt diesem gefährlichen Moloch überliefert werden.

Die industrielle und wirtschaftliche Entwicklung zwingt beide Ge-
schlechter in die Fabrik. Das Kapital fragt nicht danach, ob es Raubbau
an der Arbeitskraft des Mannes, des Weibes oder des jugendlichen Arbeit-
ers treibt, sondern es schreit nach Profit, und wenn der Weg dazu auch
über Menschenleiber geht. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, können
die Arbeiterinteressen nicht nach Geschlechtern getrennt werden, sondern

es gilt die gemeinsamen Interessen der arbeitenden Klasse zu wahren und
zu schützen.

Die Verfürgung der Arbeitszeit ist für alle Arbeiter von gleich hohem
Werte. Seit 1867 fordert die Sozialdemokratie die gesetzliche Verfürgung
der Arbeitszeit und seitdem haben die Arbeiter in manchem harten Kampfe
mit dem organisierten Unternehmertum in den meisten Industrien den
Zehnstundentag errungen, ja zum Teil ist der neunstündige Arbeitstag
durchgeführt. Und im Jahre 1906 kommen bürgerliche Ideologen und
bürgerliche Volksmassen durch Einführung der Halbtagsschicht für ver-
heiratete Frauen glücklich machen zu können unter gleichzeitiger Betonung,
daß eine gesetzliche Regelung der Arbeitszeit der Männer in hygienisch ein-
wandfreien Betrieben sich nicht empfehlen!

Der evangelisch-soziale Kongress hat die Arbeit an sich höchst eigen-
artig beurteilt und nicht nach ihrem Kulturwerte geschätzt, sondern nur
nach der Menge, dem Profit, die sie dem Unternehmer bringt.

Nicht die Halbtagsschicht der Frau, sondern die Verfürgung der Ar-
beitszeit für alle Arbeitskräfte bedeutet Förderung des Familienlebens und
Erhöhung der Löhne. Männer und Frauen sind gleichwertige Menschen,
die alle das gleiche Recht auf Verfürgung der Arbeitszeit und auskömm-
lichen Lohn haben. Das Kapital zwingt Männer und Frauen zu gemein-
samem Leiden und Entbehrungen; als Glieder einer ausgebeuteten Klasse
haben daher Männer und Frauen auch gemeinsam den Kampf gegen Not
und Unterdrückung in der modernen Arbeiterbewegung zu führen.

Die bürgerlichen Sozialreformer aber rufen wir zu: Fort mit
euren Quacksalbereien! Die Männer und Frauen der Arbeit werden sich
die Verfürgung der Arbeitszeit und die Erhöhung der Löhne erkämpfen
trotz aller Hemmnisse.

An der jungen Donau.

So habe ich's in der Volksschule gelernt. Es stimmt aber nicht ganz,
wie dies öfter der Fall ist bei Sprüchen aus dem Volksmund. In Donau-
eschingen, der Residenz des Fürsten von Fürstberg, steht an einer Ecke
auf einem Emaillefeld angehängt: Zur Donauquelle. Wenn man
diesem Winke folgt, dann gelangt man in eine Ecke des fürstlichen Gartens,
wo in einem runden Sandsteinbecken, geziert mit ziemlich mittelmäßigen
Marmorfiguren, ein stilles, nicht gerade hervorragend sauberes Wasser
ruht. Das ist die offizielle fürstlich als solche erklärte Donauquelle. Geo-
graphisch gesprochen ist es aber damit noch weniger, als mit der Donau-
quelle des Volksmundes. In Wirklichkeit entspringt die Donauquelle auf
dem Brend, einer die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau bildenden
Gebirgsgruppe, in der Nähe der Schwarzwälder Kuppenstadt Furtwangen.
Dort, am Ostabhange des baumlosen Brend, mit seinem Gefährten und
seinen Silberdüsteln quillt die Donau als handbreites Bächlein aus dem
Boden und wächst erst nach etwa zweihundertm Weg zu einem der vielen
unsehbaren Wiesendämme an, in deren saltem Wasser die Forellen springen
und schmecken. Unter allerhand Namen, also eigentlich infognito, fließt
dann die junge Donau in dem raschen Lauf aller Bächlein in jenen
Schwarzwaldtäälern an alten strohgedeckten Häusern vorbei und durch
stille Rannentwälder hinaus in die Paar, die östliche Hochebene des
Schwarzwaldes, bis sie in Donaueschingen, beherrlich eingezogen und
fürsichtlich signiert, endlich hinüber ins Schwabenlandle durchzöhen kann.

Das eigentliche Donautal, dessen obersten Teil ich diesen Som-
mer durchwanderte, beginnt erst nach dem badischen Städtchen Nann-
dingen, von wo es sich aus der Schwarzwälder Hochebene als eine Wunde in
die raube Alb hinabsenkt. In dieser Wunde liegt die schwäbische Ober-
amtsstadt Tuttlingen. Die halbstündige, langgestreckte Hauptstraße ist
die Breche, welche die moderne Industrie in dies alte schwäbische Städt-
chen mit seinen vielen alten Wirtschaftshäusern und seinen fetten Bür-
gern gerissen hat. Südlich von einer Höhe ragen als Zeichen vergangener
Feudalherrlichkeit die Ruinen des Schlosses Hornberg. In der Mäht mit
ihren malerischen Winkeln und Ecken und ihren alten über die Donau
geschlagenen Holzbrücken sitzt noch das Kleinbauerntum. In den großen
Fabriken der Leder- und Metallindustrie arbeitet das moderne Proletariat.
So haben wir in Tuttlingen im kleinen verchiedene Zeitalter und Pro-
duktionsperioden eng beisammen.

Von Tuttlingen an ist das Donautal reich an wechselnden Bildern.
Von den Höhen herab, die einmal massige Felsgruppen und dann wieder
sanft ansteigende Hügel sind, bewachsen von Laub- und Nadelholzwald,
grünen eine ganze Anzahl von Schloßruinen. Sie grünen mich wirklich,
denn

„... Das schönste an den Ruinen
Ist, daß sie Ruinen sind.“

Dieses breite Tal, das die große Verbindungsstraße zwischen dem
Osten und dem Westen deutscher Lande im Mittelalter war, lud das Ritter-
gegend zur Betätigung seines Handwerkes geradezu ein. Von den be-
herrschenden Höhen herab konnten sie die Bauernschaft im Raume halten
und die Warenzüge der großen Städte bequem überfallen. Wie schließlich
immer mehr solcher Raubbauern entstanden, deren Besitzer sich gegenseitig
als lästige Konkurrenten empfanden und wilde Vernichtungskriege gegen
einander führten, darüber steht in den alten Chroniken der Städte des
Donautales zu lesen. Besonders die von Hausen, einem auf sentrecht auf-
strebendem Felsen wie ein Adlernest gebauten Schloß, und die von Falken-
stein sollen ganz bedenklliche Bräder gewesen sein. Lieblicher und einladen-
der als die Raubnester liegt das restaurierte Schloß Guttenstein auf einem
grünbewachsenen Felsvorsprung über dem ruhig dahinjehenden Fluße.
In den kalkfelsen, die hier aus der Donau aufsteigen, befinden sich na-
türlich, mit Mauerwerk besetzte Höhlen, ähnlich den Heidenlöchern bei
Ueberlingen am Bodensee, die den Bewohnern des Dorfes Guttenstein

in Freizeiten als Lustort und als vorzüglicher Aufenthaltsort
und Gut dienen. Jetzt haben die Guttensteiner das nicht mehr nötig. Was
ihnen abgezogen wird, das geschieht auf dem Wege der indirekten Steuer
und sonstiger gesetzlich einmündiger Operationen. Dabei sind sie jetzt
auch ganz friedlich geworden und züchten millionenweise Schneiden, die sie,
genau Waagons voll, an den großen Rauch von Paris absetzen.

Wenn man im oberen Donautal herumwandert, dann ist man über
die jeweilige Staatsangehörigkeit in den schwärzlichen Zonen. Man weiß
nie, ob man badischen, württembergischen oder preussischen Staats-
auf seinen Schuhen trägt. Hier oben auf den Grenzgebirgen des Segau und
der schwäbischen Alb, jener chinesischen Mauer, die sich von Lyon bis ans
Südtirolgebirge unter dem Namen Jura zieht, liegt nämlich die preussische
Enklave Hohenzollern-Sigmaringen.

Im Jahre 1849 hatte Friedrich Wilhelm IV. eine so unüberwind-
liche Sehnsucht nach dem Stammschloß seiner Ahnen Hohenzollern, daß
er den guten Fürsten Karl Anton und dessen Stammesvetter Friedrich von
Hohenzollern bemog, das Land an Preußen abzutreten. Wie sehr Karl
Anton von bösen Spielen gute Wiene machte, kann man aus den tiefer-
geführten Worten sehen, die er bei Gelegenheit seiner Kaltstellung aus-
sprach und die jetzt als Zeichen seines unfeindlichen Edelmutes auf dem Sockel
seines Standbildes in Sigmaringen stehen. Sie lauten: „Soll die Einheit
Deutschlands aus dem Reiche der Träume in die Wirklichkeit treten, so
darf kein Opfer zu groß sein!“ Von Sigmaringen tritt die Donau schon
ins Alter eines Flusses und in Uln in das eines Stromes ein. A. F.

Mann und Frau in der „Neuche“.

Gedanken über die „Neuche“ gibt E. Xaler, eine Dame im Neuen Pester
Journal zum besten. Sie geht von der Ansicht aus, daß die mehr und mehr sich
ausbreitende und vertiefende Frauenbewegung das Wesen der Ehe, das Ver-
hältnis von Mann und Frau darin, immer härter beeinflussen werde. Sie führt
unter anderem folgendes aus: „Im allgemeinen fühlen sich die Herren der
Schöpfung durch das Frauenstudium und durch die Respektiven, die es eröffnet,
ganz gehörig beeinträchtigt; selbst die Gelehrten, die Schriftsteller, die Künstler
nehmen meistens eine ganz unbedeutende Frau. Dann zeigen sie über deren
Mangel an geistigem Verständnis und suchen bei einer geistlosen Kusine oder
Gepierin Trost und Ansporn. Haben sie aber ein geistig hochstehendes Weib im
Glückseligen der Ehe erlangt, so stellen sie meistens die Bedingung, daß das
geistige Streben ausgebeugt werden müsse oder sie dulden es nur als Sport, als
Streuenspiet. Was die beschränkten Männer betrifft, so greifen diese mit Bos-
liebe noch nach beschränkteren Frauenjüngern. Es lebt ja für jeden dummen
Mann noch eine dümmere Frau. Die Beschränkte verfehlt nicht, den Beschränkten
für ein großes Kirchenlicht zu halten. Im Reiche der Blinden ist der Einmüchtige
könig. Sie hält ihren einäugigen Abgott in erst weiblicher liebenswürdiger Be-
achtung für ein höheres Wesen, dem man in Liebe und Treue dienen, für das
man die niedrigsten Arbeiten demütig verrichten muß, und das alles, was ihr
verboten ist, sich ungefragt herausnehmen darf.“

So bequem, so liebenswürdig nachsichtig, so sträglich schwach ist die Gattin
der Neuche allerdings nicht. Die moderne Frau ist zur richtigen Beschätzung
der beiden Geschlechter erwacht. Sie will fordern, was sie bietet. Sie will nicht
mehr die begehrt und begehrtige Objekt sein, auch nicht die beschränkte, stille
Mutter der guten alten Zeit. Sie hält es für ihre Pflicht, über das Befragen,
das Glück, die Gesundheit ihrer Familie zu wachen, und gerade deshalb will sie
nicht ausschließlich gute Hausfrau sein, sich nicht ausschließlich häuslicher Arbeit
widmen. Sie will die Führung des Haushalts nicht zu einer Haupt- und Staats-
aktion aufbauen, in der man alle seine Kräfte aufreiben muß; sie will sich
durch niedrige Arbeiten, Nützlichkeiten und Bedrücklichkeiten des häuslichen He-
des nicht Jugend und Geisteskräfte rauben lassen. Durch richtige Schulung und
weisse Zeiteinteilung will sie der Führung des Haushalts nur einen Teil des
Lages widmen und sich mehrere Stunden für Beruf oder Fortbildung und Be-
wegung im freien vorbehalten. Sie will in allen Fächern des Wissens Weisheit
geben können, damit sie den Kindern nicht wie in der gerühmten guten alten
Zeit freisagen müsse: „Das weiß ich nicht — da müßt ihr den Vater fragen!“
Den Vater, der in den meisten Fällen weder Zeit noch Lust hat, seine wißbegier-
igen Kinder aufzuklären.

Die Gattin der Neuche wird eine geistig bedeutende, geistig frische Mutter
und Ehefrau sein, die ihren Angehörigen echtes Befragen, Hygiene in Haus und
Küche schafft und nötigenfalls auch Geld zu verdienen imstande wäre. Aller-
dings ist sie herber, schroffer, stolzer, unabhängiger als die Frauen sonst waren;
sie ist so kühn, von dem Manne ihrer Wahl zu erwarten, daß er ihr gebe, was er
empfangt: Liebe um Liebe, Treue um Treue, Rücksicht um Rücksicht, Nachgiebig-
keit um Nachgiebigkeit. Uebrigens wird diese Neuerung den Männern nicht
schaden — im Gegenteil: es wird der männlichen Jugend nur zum Vorteil
gereichen, wenn sie die Heberzeugung gewinnt, daß es jetzt anders geworden, daß
die Männer nicht mehr Lebens- und Liebesmüde in die Ehe treten dürfen, wenn
sie ein stolzes, treues Weib besitzen wollen.“

Die Wohltäterin.

Sie war wieder einmal zu Besuch gekommen, hatte ungezählte Tassen
Kaffee in ihren kleinen fetten Körper hineingeschüttelt, und nun sprudelte ein
Quell der Neugierigkeiten von ihren Lippen. Einmal, als sie die Kaffeetasse an den
Mund setzte, machte meine Frau einen Versuch, aus etwas zu sagen, aber unser
Besuch wichte sich rasch den Mund mit der Serviette ab, und im Nu waren die
paar stillen Worte meiner Frau von dem Redeschwall des Besuchs überflutet.
Sie kleine dicke Person lehnte sich in den Stuhl zurück, schlug während ihrer
Mitteilungen die Augen zum Himmel auf oder lachte unmaßig über ihre eigenen
Witze. Sie redete sich so in Ekstase, daß ihr Kopf förmlich leuchtete und ihre

nein eintrug geben, lebte sie sich glücklich in Notizen und Jotie.
„Und's Schönste hätte ich noch halb verlesen. Das heißt, ichn ist es
nicht, sondern traurig, und so traurig, so tief traurig.“
Und wach ließen ihre einige Tränen über die roten Waden.
„Ach ja, Sie glauben nicht, was es für ein Glend auf der Welt gibt.
Schauen Sie, ich bin ja selber fogogagen nur ein weiner Tropf, und hab' als
Mutter selber nur grad's Nützigste zum Leben. Aber den lieben Milkenmenschen
helfen und wohlthätig sein, das ist schön, so schön!“

Und ihr Kopf legte sich, gerührt über die eigene Wohlthätigkeit, einen Augen-
blick wehmütig auf die Seite. Aber auf einmal schmeckte er wieder in die richtige
Rage zurück, und sie fuhr fort:
„Ja, wenn ich nicht die vielen Verbindungen hätte, die reichen Damen, die
hohen Herrschaften, die mich alle so gern haben, was wollte ich da machen?“
Nach einigen weiteren einseitigen Mitteilungen kam sie endlich auf den Fall
selbst zu sprechen. Traurig ließ sie den Kopf hängen.
„Also, um eine arme junge Frau handelt es sich. Wohnt Lammstraße 68
im vierten Stock, hat drei Kinderchen und verliert von heutzutage morgen ihren
Mann. Denken Sie, was für ein Glend! Er war auf einem Bureau Schreiber.
In der Nacht Bluthurz — und fertig war's. Da ist er im Welt gelegen, tot, und
seine Frau mit den drei armen Würmchen neben ihm.“

Sie seufzte schwer, und wieder flugelten einige dicke Tränen über die festten
Waden. Dann erzählte sie weiter:
„Und kein Pfennig Geld im Haus, kein Geld! Kein Geld zum Begraben
des Toten, kein zum Essen für die Lebendigen; rein gar nichts! Ich davon
hören und Lammstraße Nr. 68 in den vierten Stock laufen, war eins. Im An-
fang hab' ich geglaubt, daß man es da mit einer ankündigen Person zu tun hat.
Alles schön in Ordnung, das Zimmer gefegt und in der Küche ein Kupf hantel
neben dem anderen. Das ist jetzt ein Fall, hab' ich mir gesagt, wo die Wohlthätig-
keit angebracht ist. Hab' mir keine Zeit zum Mittagsessen genommen, bin gleich
zur Frau Scheinrat Fischer gelaufen und zur Frau Präsident Engel und zur
Frau Vordirektor Woch und noch anderen wohlwollen Damen. — Sie glauben
ja nicht, wieviel ich von den Herrschaften lerne! Aberall hab' ich Geld für die
Frau und ihre drei armen Kinderchen bekommen. Und zuletzt bin ich zu meiner
Freundin, der Frau Brauerzeißiger Birkenmeyer gegangen — ich und sie, wir
kennen uns nämlich seit Kindesbeinen — und hab' für die Frau um schwarze
Kleider gebittelt, daß sie doch zur Reich' von ihrem Mann gehen kann. Und
denken Sie, weil ich's gewesen bin, hat sie mir einen ganzen schönen schwarzen
Mantel und noch einen fast neuen Trauerhut gegeben, weil die Frau Birken-
meyer vor zwei Jahren selbst in die Trauer gekommen ist. So haben wir also
den Mann begraben können, die Frau hat zur Reich' gehen können und hat noch
noch ein paar Mark übrig gehabt.“

Sie schloß die Augen und machte dann auf einmal ein geistiges Gesicht, das
eine Verbindung der Dinge erwarten ließ.
„Aber jetzt kommt die Hauptfrage. So ist's halt wenn man gut ist! Ich
hab' der Frau gleich gesagt, sie soll den schwarzen Mantel und den schönen Hut
verkaufen, wenn die Verdigung vorbei ist. Und natürlich, was muß ich ersehen?
Beygeant mir die Frau in dem Mantel und dem Hut auf der Straße! Gaud war
eine vornehme Dame! Sie hat mich ja gegrißt, und hat sich auch für alles be-
dankt, was ich ihr getan hab', aber stellen Sie sich vor, ich, eine Beamtentochter
und in einem beschiedenen Kleid, wie hat's für mich geäußt, was da neben der
jungen Frau mit ihrem schönen Mantel und dem gewartigen Hut nebenher
laufen auf der Straße. Ich hab' sie gleich geäußt, warum sie den Mantel nicht
verkauft hätte und den Hut. Da ist sie natürlich verlegen geworden und hat als
Kasche gesagt, der Mantel und der Hut hätte ihr für's ganze Leben, und sie
hab' gebacht, so was bekommt sie doch nie wieder. Die paar Mark seien doch gleich
fort, wenn sie die Sachen verkauft hätte. Da hab' ich ihr aber meine Meinung ge-
sagt. Das gehört sich einfach nicht, daß sie in so einem Mantel und mit so einem
Hut auf der Straße herumlaufe. Man solle nie seinen Stand verbergen und
wissen wo man hingehört. Wäre bin ich geworden über diese Eitelkeit von der
Person, ich kann's Ihnen nicht sagen, wie böse! Ja, der Hebermut, der hat schon
viele Leute zugrunde gerichtet!“

Sie schloß wieder Augen und schlief.
„Jetzt aber kommt erst die Hauptfrage. Wissen Sie, was sie getan hat
darauf hin, daß ich ihr die Wahrheit ins Gesicht gesagt hab'? Uebelgenommen
hat sie mir's, die Person! Zuerst hat sie mich noch so schandenhalber gegrißt und
ich hab' ihr natürlich nur so den Gruß erwidert, wie sich's gehört bei dem Standes-
unterschied zwischen mir und ihr. Und jetzt — können Sie sich's denken? — grüßt
sie mich gar nimmer, mich, ihre Wohlthäterin!“

Sie stemmte beide Arme in die Hüften und schaute uns entrüstet an in
der Erwartung dessen, was wir über ein solches Betragen zu sagen hätten. Da
wir aber nichts sagten, trant sie noch schnell zwei Tassen Wasser und ging endlich,
nicht ohne uns unter der Türe noch einmal ernstlich zu warnen vor betartigen
Armen, die nicht anerkennen, was man für sie tut.

Allerlei.

Bei Gerhart Hauptmann. Einem im Tag veröffentlichten Feuilleton
entnehmen wir folgende Stellen: Dort, wo das Riesengebirge am schönsten
und laufigsten ist, hat sich Gerhart Hauptmann angehebelt. Früher be-
wachte er Schreiberhan. Das wurde ihm zu laut und prozig, und er ver-
zog nach Agnetendorf, das man von Warmbrunn in einem gelinden Marsche
von anderthalb Stunden erreicht. Und wo in der Landschaft von Agneten-
dorf die Wiesen am saftigsten sind, und ihr Grün sich am mannigfaltigsten
abstuf, ragt ein sanfter Hügel auf, der von alters her der Wiesenstein
heißt, und auf diesem Hügel hat sich Gerhart Hauptmann sein Haus ge-
zimmert. Das war ein großes Ereignis für das kleine Dorf. Noch bevor
der Bau unter Dach war, hatte ein findiger Kirchberger dem Wiesenstein
gegenüber eine Herberge aufgeführt und in den Beknungen ausgetrommelt,
daß man von dem neuen Gasthose Gerhart Hauptmann „in die Fenster“